

Nr. 16 Bromberg, den 21. Januar. 1934



Roman von Hans Friedrich Blunck.

Urheberschutz für (Copyright by) Albert Langen — Georg Müller Verlag G. m. b. H. München.

(10 Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

„Wir stehen davor, Haupt der Hanse zu werden. Ihr zerpflügt den Weg.“

„Ich kann nicht helfen, wo ich nicht glaube.“ Hein Hoyer senkte die Stimme, er empfand, daß Wessel horchte.

Der Alte klagte. „Es ist, als sei die Menschheit verurteilt, ewig im Kreis zu laufen. Alle Jugend zerstört, um schließlich wieder ein Gleiches aufzubauen.“

„Es ist kein Kreis, die Feder krümmt sich nach oben. Jede Runde führt über ihren Anfang hinweg.“

„Euer Pfad bringt Blut, wir wollen Frieden!“

„Das ist wohl der Unterschied“, antwortete Hein Hoyer hochfahrend, „Ihr sucht den Menschen zu Gott gebettet; ich will Gott im Menschen suchen.“

Der Bürgermeister dachte traurig nach. „Was störst du die Ruhe der Stadt, Hinrich? Ordnung ist Freude.“

„Immer ruft uns der Geist der Sehnsucht weiter. Was hilft Freude, da wir Sehnsucht tragen.“

„Die deine bringt den Tod?“

„Ich weiß, auch der Tod ist ein Teil davon!“

Johann Hoyer sucht nach einer Entgegnung und schloß die Augen.

„Ja, die Sehnsucht!“ wiederholt Wessel plötzlich und wandte sich aufsässig gegen den Bürgermeister. Der sah ihn erschrocken an, stand auf, neigte den Kopf und ging.

Die Kinder spielten mit ihren Larven, ängstigten einander, jubelten über eine Klabauterfratze und schlugen auf Steckenpferde und Türken ein. Mit klingenden Reimen tanzten sie um den bischöflichen Hofstaat.

Ein Knabe zupfte Hein Hoyer am Ärmel. „Komm, wir wollen dich verbrennen.“

„Warum?“

„Sie sagen, du bist ein Ketzer!“

„Und was sagst du von mir?“ fragte Hoyer.

Das Kind lächelte ängstlich und schlüpfte fort. „Sie werden Heino Brand und euch heimsuchen, Hauptmann“, warnte Wessel halblaut.

„Wer wird uns heimsuchen?,“ fragte Hoyer. Aus der Dämmerung kam ein Brausen, wie ein fernes Irresein und Schreien von vielhundert Stimmen.

„Die Menge der Weiber, die sich auf den Wiesen rottet.“

„Ich weiß nichts davon; geh, sie bei Verstand zu halten!“

Wessel blickte spöttisch zur Seite. „Laßt sie, es ist einerlei Tuch. Wenn nur das Brausen beginnt, das wilde Brausen.“

„Welches Brausen?“ Hoyer suchte drohender Wessels Stirn. „Du und deinesgleichen, ihr seid der böse Schatten, der hinter unserm Willen steht.“

„Der Widerhall, meint Ihr?“

„Nein, der Spuk, der rätselhafte Spuk, der sie zerstört. Sag, was ist mit den Frauen auf den Wiesen?“

Ein Ruf gellte durch den Raum. Ein Weib mit aufgelöstem Haar stand in der Tür, naß von Nebel und wirrem Lauf. Noch einmal schrie sie ein schrilles Wort mitten unter die Kinder. „Der Krumme!“ Andere drängten sich neben sie, eine wilde, verwünschende Menge staute sich unter den Pfosten, geblendet, taumelnd. Dann schnellten alle in tierischer Angst und Gewalt vorwärts in den Saal, ein Mönch mit hocherhobenem Kreuz rannte voran. „Alle guten Geister!“ kreischte er und reckte brüllend den Arm gegen den Hauptmann. Das Licht flackerte, Kinder krallten sich stürzend an ihre Mütter.

Einige Frauen umringten Hoyer und zischten ihn an, die Hände flogen ihm in Grauen entgegen. „Grindel, Teufel!“ Er trat vor, um die Verzückten zur Besinnung zu bringen. Da, mit seinem ersten Schritt, wurde das Entsetzen zum Wahnsinn.

„Der Grindel kommt, der Krumme!“ Ein verrenktes Schlagen von Armen, keuchenden Körpern, die sich zum Eingang drängten und übereinander wälzten. Kinder irrten und suchten blind hinüberzuklettern, wurden niedergerissen, wollten sich aufrichten; Mütter schwangen ihre Knaben über den Köpfen und stürzten wieder. „Der Grindel!“ kreischte es durch den Saal, schrie's zu den Heiligen. Männer stürzten hinzu und suchten zu helfen. Aber die blinde Kraft wehrte sich. „Der Teufel, der Krumme!“ Bis die Raserei an sich selbst erstarb.

•

Wessel hatte Avelke bei der Hand ergriffen und zog sie durch eine Nebentür in die Nacht.

„Komm, das Fest ist zu Ende!“

„Wer hat das getan?“ Ihre Glieder flogen vor Entsetzen, ihr kleiner verstörter Mund schluckte an den Tränen, die unablässig über die Wangen rollten.

„Die, welche den Teufel schufen!“

Das Mädchen ließ sich willenlos führen. Eine unsinnige Furcht bebte in ihr, sie wußte nicht mehr, wer sie hielt, noch wußte sie, welchen Weg sie schritt.

„So ist's, die alte Menschheit tritt sich zu Tode!“ Wessel hielt ihr Handgelenk fest umspannt, er durfte sie nicht fahren lassen; ihm war, als führte er in Avelke das Muttertum seiner neuen Erde.

Der Mond stand mit halbgeschlossenen Augen am Himmel. Sein Licht trug die Menschen wie ein Boot durch die Nacht, kaum wußten sie, ob ihre Füße noch die Erde berührten. „Wo bringst du mich hin?“ fragte Avelke.

„Komm!“ flehte er und riß sie weiter. Da folgte sie ihm, ihre freie Hand fuhr über die Büsche am Weg, als wollte sie sich an den Schatten halten.

Als sie zur Elbe kamen, suchte Wessel einen Weg zu Herrn Veterholtes Kogge. Das Eis staute sich gläsern auf; blau fiel das Licht in den muschelweißen Flutbruch und über die gewaltigen rissigen Blöcke. Die Tide kam von fern heran, so daß der Grund knisterte und wie Scharreisen rasselte.

„Wohin führst du mich?“ fragte das Mädchen noch einmal.

„Zu den Unsern!" Wessel suchte mühsam einen Pfad durch Wälle und Zinnen des Eises. „Fürchtest du dich?"

„Nein", antwortete Avelke, aber ihr Herz schlug.

„Du fürchtest dich!" schrie Wessel sie an.

„Nein!" klagte sie, aber ihre Hände flogen in den seinen. „Warum bringst du mich nicht heim?"

„Weil die Stunde fällt, auf die wir warten!"

Sie kämpften sich an den dunklen Schiffsleibern entlang über die Schollen hinweg. Ein gewaltiger Englandfahrer, „Der fliegende Hund" genannt, streckte den vereisten Bugspriet zum Himmel; ein Wachtmann rief sie an, Wessel antwortete.

Dann half er Avelke über das Fallreep an Bord. Unterm Deckhaus führte die Treppe in einen warmen, wohnlichen Raum, in dem ein Halbkreis von Männern unter schwelendem Licht um den Tisch hockte.

Dem Mädchen drang das Blut ins Gesicht, so sehr erschrak sie vor dem Ungewohnten, aber die Finger an ihren Handgelenken spannten sich fester und zogen sie auf eine Bank nahe den Lärmenden.

In den blanken Tellern, die über den Bänken hingen, spiegelten sich Hände und Gesichter, verzerrt und liderlich lachend. Eine Schenkin, die Krüge im Arm trug, starrte Avelke eifersüchtig an. Dann tauchte Bekerholts erstauntes Gesicht auf.

„Jungfer Wichert, eine Kanne zu Euren Ehren!"

Avelke spürte den Druck um ihre Hand weicher, flehender. Voll Benommenheit nickte sie in die Runde. Jemand stellte einen Becher vor sie hin, es tropfte draus über den Rand, netzte ihre Hand und die weißen Spitzen an ihren Ärmeln.

Wessel begann leidenschaftlich zu berichten, was geschehen war; aber die Männer an den Tischen wußten schon, was er an Neuem hatte, und fluchten auf Hoyer und auf die Kutten zugleich.

In einer Ecke legten ein paar Spieler die Karten nieder, um zuzuhören: ein Ziegengesicht, das sie Jan Eenoog nannten, der furchtbare Schmied Peter Küper und daneben, wie ein Teil von ihm, Schuster Snedemann.

„Hier bist du sicher, Avelke", flehte der Schreiber.

„Ich will heim!"

„Hörst du das Brausen der Stadt?"

„Welches Brausen?" fragte sie.

Da lachte Klaas Wessel und reckte den Arm. „Unser Aufbrausen! Gegen den Rat, gegen die Lauen, gegen Hein Hoyer auch!"

Die Schenkin huschte auf leisen Schuhen durch die Kammer. Als Avelke aufblickte, ließ sie die Wimpern fallen, ein dunkles Rot färbte ihre Wangen, aber sie fuhr rasch mit dem hellen Arm darüber hin. „Wer war denn der Teufel", fragte sie, „den die Kindlein fürchteten?"

„Der Grindel!" grölte Wessel.

„Der Krumme!"

„Hein Hoyer!" lachte Bekerholt schallend. Er ließ den Arm fallen. „Ein schlechter Narr, nicht warm, nicht kalt!"

Avelke fühlte das Wachs der Kerzen auf ihre Hände tropfen, aber sie achtete dessen nicht. „Was wollt Ihr von Hoyer."

„Daß er verderbe!" brüllte Wessel, und die andern hoben die Becher.

„Daß er verderbe?" wiederholte Avelke leise und sah ihren Vater in der Hamme; Freude und Frösteln durchströmten sie.

„Ich will heim", flehte sie wieder.

„Bleib!" Wessels Stimme zitterte, er sprang auf und griff nach der Fiedel. „Bleib bei uns!"

Seine Saiten rührten sich, sie klangen von Weisen, die das Blut schneller jagten und die Herzen zur Gewalt antrieben. Lieder waren es, die den Menschen zu Haß und Mitleid, Kampf und Seligkeit aufwirbelten.

„Was habt Ihr vor?" fragte das Mädchen noch einmal.

„Die Welt umkehren!" schrie Bekerholt.

„Was wollt Ihr mit Hein Hoyer?"

„Ein Feuer brennen!"

Wessel beugte sich zu ihr, der Bogen fiel aus seiner Hand.

„Das Feuer, das aus uns fährt. Hier aus meinen Händen, spürst du's."

Avelke nickte; ihr war, als sähe sie körperlich, wie der Spielmann alles Leid verbrannte, auch ihre Furcht, auch die schmerzende Angst in Frau Elkes Haupt.

„Ihr macht die Welt krank mit Eurer Geige", murrte sie.

„Krank, um zu genesen!"

„Zu wem?"

„Zu Gott! Wozu krankt man an der Kunst, wenn nicht, um zu Gott zu genesen!"

Wessels Lippen bebten, er sprang wieder auf und spielte, die Augen auf Avelke gerichtet. „Oder geh, wenn du zweifelst. Geh — geh zu Hoyer", schrie er, „oder zu jenen, die Täubchen auf silbernen Tellern essen und Mandelmilch trinken — oh du, wenn du nicht stärker bist!"

Bekerholt beugte sich trunken über den Tisch, seine Augen waren trübe wie Wasser, das ein Stein berührte. „Bleibt, Jungfer!"

Der braune Raum drehte sich, Gelächter und Schreie durchquirlten ihn in wüstem Gemenge. Das Mädchen schloß die Augen, das Blut schlug ihr in die Kehle. Sie hörte das Kreischen in den Hööfdwiesen, sie sah den Frühmorgen in der Hamme und dachte an Hoyer, der ihren Vater tötete. Ihr Kopf brannte vor Freude, unter Menschen zu sein, die alles Leid verlachten und haßten wie diese.

Das Licht glänzte im verschütteten Wein, in den Augen der Männer und in den geschnitzten Schnörkeln auf Tischen und Lehnen. Neben der Tonne schluchzte eine Schenkin leise in sich hinein. Snedeman kam und näherte sich ihr in leidender Blödigkeit. „Gesche?" fragte er leise.

Sie wandte sich hart zu ihm. „Was willst du?"

Da senkte er rasch den Blick, in haltloser Unterlegenheit gegen jeden, der ihn auf seine Kraft prüfte.

„Nichts will ich!" Er zuckte zusammen, Peter Küper rief ihn zu einem Kartenstückchen.

*

In der Nacht rottete sich Schiffsvolk von Bekerholts Koggen am Hafen zusammen; ehrbare Männer und Verzweifelte, die nichts zu verlieren hatten, stießen dazu. Eine leidenschaftliche Unruhe lag in den Straßen der Stadt. Die einen verkündeten, Herr Brand sei mit dem Teufel gesehen, und Herr Hoyer sei als der Grindel selbsteigen erkannt. Die anderen schrien, die Kutten hätten die Kinder auf dem Gewissen. Prediger standen zwischen ihnen auf und lehrten, Gott sei in allem Geschehen. Der Tag sei gekommen, da Gott die betäubten Völker zur Freiheit rufe.

Um Mitternacht schickten die Leute, die um die Sunte Marie in den Kellern saßen, Botschaft zu Bekerholt. Er brach halbtrunken auf; der Schmied Küper und der Einäugige begleiteten ihn.

Avelke brachte Wessel dazu, sie zu Frau Brands Haus zu bringen, sie fürchtete sich vor dem Lärm auf den Straßen. Als die beiden das Eis überschritten, kamen die Milchleute vom Finkenwärder mit den ersten Wagen über den Strom in die nachtstille Stadt gefahren. Sie wichen ihnen aus, stiegen die Kaimauer hinauf und bogen vorsichtig zum Kanal aus. Da hing der Henker just drei Staupbesen am Pfahl auf, zum Zeichen, daß heute einer gezüchtigt wurde. Lautlos reckte sich seine dunkle Gestalt und knüpfte die Ruten fest; vom Galgen hingen Taue nieder, die im Winde schaukelten.

Des Mädchens Herz schlug zorniger. Es fühlte Wessels Hand in der seinen und hielt Schritt mit ihm — und mit den Sternen, die über ihnen wanderten.

Durch die Fleete strich der Frühwind; die Häuser träumten noch, die Schultern fröstelnd aneinandergedrückt. Ein Hämmern scholl vom Kaak hinter ihnen drein; Avelke blickte sich nicht um, aber sie sah haßerfüllt die drei Besen gegen den grauen Himmel; der Wind hob sich zu den Dächern, sie blickte ihm nach, dachte an den Toten in der Hamme und fühlte den Arm, der sie mit sich zog und lenkte und alle Gewalt wenden wollte.

Um die Sunte Marie ton Schaare war es zu der Stunde lebendig. Aus verhangenen Kellern strömten die Menschen auf; das Bild der heiligen Jungfer, vor dem die Schiffer beten, ehe sie ausfahren, war von einer dunklen Menge umgeben, die sich auseinander zog und wieder dumpf grölend zusammenballte. Bekerholt sprach mit hochgereckten Fäusten und verlangte Rat und Gericht über den vergangenen Abend; die Menge hob ihn auf die Schultern, Flüche und wilde aufpeitschende Schreie hallten durch die Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch aus Amerika.

Heitere Skizze von **Hugo Maria Kritz.**

Eines Tages kam ein Brief aus Quebeck an die Familie Kleinschrot.

Es waren nur wenige Zeilen, aber der Hausherr sprang auf, als wären tausend Volt in seine rheumatischen Knochen gefahren. „Kinder!" schrie er, „Kinder! Der Rochus kommt! Onkel Rochus!" Vater Kleinschrot glich einem glühenden Dornbusch. Aber seine Begeisterung fand merkwürdigerweise keinen Widerhall.

Man blickte ihn verständnislos an. „Wer ist Onkel Rochus?" fragte mißtrauisch die winzige Philomene, deren Nasenspitze kaum über die Tischkante herausragte. Es stellte sich heraus, daß niemand etwas von dem Bestehen eines Onkels Rochus wußte.

„Rochus", erklärte Kleinschrot und kramte blitzschnell in seinem Gedächtnis, „Rochus ist ein — Bruder — meines — nee, wartet mal — der Sohn — eines — Bruders — eures Großvaters. Ja, so ist's..."

„Also dein Vetter", sagte scharfsinnig der kleine Joachim und tippte seinem Vater mit dem Zeigefinger auf den Bauch.

„Eigentlich — ja!" bekannte Kleinschrot verblüfft.

„Und der kommt zu uns?" fragte zweifelnd Mutter Kleinschrot, und eine Halluzination von Kuchenbergen und Festbraten übermannte sie.

„Ja — also," rief Kleinschrot wichtig, „dieser Rochus ist der einzige lebende Kleinschrot außer uns. Sein Vater wanderte — mein Onkel also — wanderte nach dem Kriege von siebzig-einundsiebzig nach Kanada aus und gründete eine Familie. Sie starben dann alle — in den neunziger Jahren, glaube ich — an Masern. Bloß dieser Rochus blieb übrig. Er hat eine Farm in Kanada und muß riesig reich sein. Und jetzt kommt er zu uns — Kinder! Das bedeutet sicher etwas Gutes."

„Wir werden alle noch Millionäre!" schrie Joachim, vom Goldrausch erfaßt. Und der Vater blickte seinen zuversichtlichen Sprößling träumerisch und wohlgefällig lächelnd an...

Am Sonntag standen sie alle auf dem Bahnsteig, und als der Zug einfuhr, bebten sie vor Erregung. Aus dem Wagen erster Klasse stieg zuerst eine dicke Dame. Es folgte ein kleines, mikriges Männchen. Und dann stieg ein großer stattlicher Mann aus, mit schmalem, bartlosem Gesicht und gewürfelter, amerikanischer Sportmütze.

„Los!" schrie Kleinschrot und hetzte die Kinder, die in ihren besten Kleidern und mit Blumen bewaffnet um ihn geschart waren, auf den Kanadier.

Wie aus einer Kanone geschossen fielen sie über den neuen Onkel her, der sichtlich erschrocken war und sich bemühte, sie abzuwehren.

Da trat Kleinschrot heran, legte ihm die Hand auf die Schulter, daß der arme Onkel zusammenfuhr, und dann hielt er eine Begrüßungsrede, die er auswendig gelernt hatte und die neun Minuten dauerte. Er holte weit, bis in die fernste Vergangenheit aus, gedachte der tapferen Pioniere (derer von Kleinschrot), hieß den letzten Überlebenden, der zum ersten Male im deutschen Mutterlande weilte, willkommen und gab der angenehmen Hoffnung Ausdruck, daß es im bescheidenen Hause seiner einzigen, ihm innig zugeneigten Blutsverwandten an nichts ermangeln möge; übrigens ließe es sich keinesfalls verleugnen, daß er, Rochus, ein waschechter Kleinschrot sei, wenn er auch wohl ein wenig amerikanisiert aussähe — und so sprach Herr Kleinschrot neun Minuten lang.

Indessen stand Onkel Rochus mit offenem Munde da und ließ alles über sich ergehen. Er wurde im Triumph nach Hause geschleift, ohne bisher etwas Wesentliches geäußert zu haben.

Beim Frühstück taute er dann allmählich auf. Man umschwärmte ihn wie einen Ozeanflieger.

Joachim fragte den Onkel, wieviel Indianer er schon totgemacht und ob er schon einen Marterpfahl gesehen habe, ob er Tomahawk schleudern könne und wo seine erbeuteten Bärenhäute wären und ob er ein Gesicht machen könne wie ein heulender Schakal, der blutdürstig um den Wigwam schleiche; warum er keine Mokassins trüge, sondern Lackschuhe, ob er boxen könne und ob er ihn das lehren wolle.

Rochus lachte und zeigte ein Pferdegebiß. Dann erzählte er laut und mit großen Gesten von Amerika. Den Zuhörern stiegen die Haare zu Berge. Wie er neun Negern mit seinen Fäusten die Schädel zerschmettert; wie er vom höchsten Wolkenkratzer in Chicago in ein fahrendes Automobil hinuntergesprungen; wie er ein Spritschmugglerschiff entlarvt, nachdem er die Bemannung (27 Mann einschließlich Kapitän) mit diesen seinen Fäusten erdrosselt und ins Wasser geworfen habe; wie er mit Präsident Roosevelt geboxt und ihm einen Backenzahn ausgeschlagen; wie er einem Duzfreund, Edison hieße der Mann, eine Idee vermittelt und so das Radio erfunden habe...

Hier geschah etwas Schreckliches: Kamillus — vermöge seiner großen Intelligenz sagte vorlaut: „Aber das Radio hat doch gar nicht Edison, sondern Makkaroni erfunden!"

Der Onkel lächelte eisig. Papa Kleinschrot sah das Wohl der Familie gefährdet; wenn der elende Bengel ihnen diesen herrlichen Onkel verärgerte, dann —

Und er trat seinem Ältesten unter dem Tisch sehr anständig ins Schienbein, daß der Junge erbleichte und sein Bein auf den Sessel hinaufzog.

Es schien sich plötzlich die ganze Familie gegen Kleinschrot verschworen zu haben. Philomene betrachtete den Onkel forschend, dann sagte sie: „Der Onkel hat so eine große Nase wie unsere Lore." Und beim Klang seines Namens erwachte der Papagei Lore und schrie sinnlos: „Schlagt ihn tot, den Lumpen!"

Philomene fühlte sich aus der Nähe des Gastes fortgezerrt, dann verschwand sie im Schlafzimmer, und bald darauf ertönte ein heftiges Gebrüll....

Das Entsetzlichste kam aber, als Joachim plötzlich den Finger auf eine Notiz in der Zeitung legte: „Du hast auch so eine karierte Mütze wie der Einbrecher Krümel, der da in Berlin eingebrochen hat, Onkel Rochus! Das scheint mir doch sehr verdächtig."

Kleinschrot fiel über den mißratenen Sohn her und warf ihn vor die Tür. Dann entschuldigte er sich winselnd bei Rochus und beschwor ihn, sich nichts aus den Dummheiten der Kinder zu machen. Sie seien ein wenig erblich belastet. Mütterlicherseits, natürlich.

„Ach du lieber Himmel," sagte Rochus, „Kinder sind eben Kinder."

Beim Mittagsmahl staunte man über den überraschenden Hunger des Amerikaners. Er verzehrte ein ganzes Kaninchen und trank dazu zwei Flaschen Wein. Im Laufe des Nachmittags aß er siebzehn Apfelsinen, fünf Rippen Schokolade und vier Pfund Kuchen. Zigarren rauchte er acht. Zwischendurch erzählte er immerfort von sich und Amerika. Zuerst dachte Kleinschrot bei sich, daß Rochus wohl ein wenig aufschneide. Aber sie bekamen zufällig Gelegenheit, die Energie und Tatkraft dieses kanadischen Kleinschrots zu bewundern. Nachher beteten sie ihn dann hemmungslos an.

Das war, als irgendein zudringlicher Narr an der Tür Krach machte, ohne daß jemand so recht begriff, um was es sich handelte. Und plötzlich war Rochus aufgesprungen, an die Tür geeilt und hatte den blöde daherredenden Kerl kurzerhand im Genick gepackt. So trug er ihn durch den ganzen Garten, dann warf er ihn wie einen leeren Sack über das meterhohe Gitter, nachdem er ihm zuvor die Faust unters Kinn geschmettert und fürchterlich gedonnert, wenn er sie noch einmal belästige, dann gnade der Himmel seinen Knochen...

„Old Shatterhand ist ein Waisenknabe im Vergleich zu dir", schwärmte Joachim nachher und bat den Onkel, ihm einen Dollar zu schenken. Selbstverständlich wollte er ihn nur als Andenken haben.

„Ihr werdet noch genug Andenken von mir haben, Kinder!" sagte Rochus gütig, und Vater Kleinschrot hüpfte das Herz bis zum Adamsapfel hinauf. Er betrachtete diesen Erbonkel als endgültig gewonnen.

So vergingen die herrlichsten Tage, die man je mitgemacht hatte. Kleinschrot wußte, daß jeder Pfennig, den er zur Verschönerung dieser Tage aufwendete, seinen Kindern tausendfach vergütet würde. Und so knauserte er nicht. Sondern warf mit dem Gelde um sich, um den Onkel jeden Luxus bieten zu können.

Am Dienstag darauf sagte Onkel Rochus, er müsse für zwei Tage nach Hamburg fahren. Erstens geschäftehalber, und zweitens wolle er sich um einen Notar umsehen, schließlich sei er nicht mehr der Jüngste, und er möchte für alle Fälle alles geregelt haben.

Also fuhr er mit allen Segenswünschen der Familie nach Hamburg, um seine Millionen den Sprößlingen seines geliebten Vetters zu vermachen...

Und Mittwoch kamen zwei Briefe.

„Elende Sippschaft! (begann der eine) Ihr habt mich wie einen Hund aus Eurem Hause geworfen. Ich will mit Leuten Euren Schlages nichts mehr zu tun haben. Im übrigen habe ich mein gesamtes Vermögen dem Waisenhaus in Quebeck vermacht. Rochus Kleinschrot."

„Lieber Herr Kleinschrot! (begann der zweite Brief) Vielen Dank für die freundliche Aufnahme in Ihrem Hause. Versehentlich habe ich jedoch einen Versicherungsschein mitgenommen, den ich in dem Geldkästchen Ihres Schreibtisches fand, und da ich hierfür keine Verwendung habe, sende ich diesen Ihnen anliegend zurück. Für den Inhalt der Kassette spreche ich Ihnen meinen wärmsten Dank aus. Ihr aufrichtiger Joachim Krümel."

Gemütsmenschen.

Skizze von Max Geißler.

Meyer studierte Musik. Er war ein vorgeschrittenes Semester, der Ärmste unter den Akademikern und verfügte über durchschnittliche Begabung. Von diesen drei Tatsachen lassen sich Armut und Jahre mit einigem Geschick hinwegsingen, aber das Satansgeschenk einer Durchschnittsbegabung — in diesem Falle — kann den damit Gesegneten um Ehr' und Seligkeit bringen! Zu allem hatte Meyer noch ein Herz von Gold in kaum je dagewesener Echtheit — also auch nach der rein menschlichen Seite hin: eine fast lebensgefährliche Begabung.

Einmal morgens war außer ihm kaum ein Mensch in den Straßen, da spazierte Meyer durch die Anlagen der Stadt. Er schaute über sich gegen die Äste der alten Bäume, offenbar um festzustellen, ob es dem Frühling nun endlich einfallen wolle, etwas Grünes aus den kahlen Zweigen hervorzuzaubern. Meyer war reichlich lang, wippte im Gehen und wandelte mit vorgebeugten Knien, so daß die Schöße seines Bratenrocks in sanftem Gleichschlag hinter ihm herläuteten — von rückwärts nach vorwärts. Die langen starken Haare dagegen pendelten über dem Rockkragen von links nach rechts. So war Meyer eine keineswegs alltägliche Erscheinung.

Zum Wohnen hatte er eine Mansarde mit einem Bett gemietet. Er besaß eine leere Kiste, von der er behauptete, er brauche sie zu Umzügen, wiewohl er außer dem, was er auf dem Leibe trug, kaum etwas besaß. Die Kiste benutzte er als Tisch. Einen Stuhl hatte er noch nicht erschwingen können. Zum Sitzen diente ihm das Bett.

Nachdem er geraume Weile so als Hans Guckindieluft in den Anlagen dahingeschritten war, kam es ihm vor, als vernehme er leises Geläute. Nun, bei ihm war das keineswegs erstaunlich. Und wirklich, er entdeckte ein paar Schneeglöckchen, die im Winde baumelten und ihre weißen Röckchen recht eng geschürzt hatten; es war kalt.

Begreiflicherweise geriet Meyer in Entzücken. Und während er in sinnender Betrachtung stand, kam Hartlaub des Wegs, seines Zeichens angehender Kunstmaler. „Na, Meyer, Sie setzen dies kleine Vorfrühlingserlebnis wohl sofort in Musik?"

„Fällt mir gar nicht ein!"

„Sondern?" fragte Hartlaub.

„Ich denke darüber nach, ob ich nicht doch noch umsattle und ins Bankfach übergehe."

„Wa . . . was?"

„Tja, sehen Sie: man hat mir in Ansehung meiner Entsagungs- und Gemütskraft ein Stipendium von dreihundert Mark erwirkt . . ."

„Gratuliere! Und damit wollen Sie eine Bank gründen?"

„Nein, nein, aber ich habe über diese Summe mit einer Genialität verfügt, die mir die Frage nahelegt . . ."

„Ob Sie nicht der geborene Bankier sind?"

„Tja. Zuerst habe ich alle Rechnungen beglichen, sogar die des Schneiders, dann habe ich mein Mittagessen für zwei Monate vorausbezahlt. Und nun besitze ich noch zehn Mark. Dafür will ich mir einen Stuhl erstehen. So wird meine Einrichtung allmählich vollständig. Gehen Sie mit, helfen Sie mir das Möbel aussuchen!"

Meyer faßte den jungen Hartlaub glückselig unter. So wandelten sie eine kleine Strecke Wegs. Da begegnete ihnen eine Frau mit grauem, vertragenem Schultertuch und vermühtem Gesicht.

Meyer hatte bei dieser Frau vor Jahren einmal ein Zimmer gemietet. Darum standen sie nun mit ihr auf dem windigen Steige unter kahlen Bäumen, und sie klagte dem ehemaligen Mieter das Leid ihrer Tage: ihr Mann war gestorben; drei unversorgte Kinder saßen daheim . . .

Das goldene Herz Meyers fing darüber feierlich an zu schwingen. Er faßte in die rechte Westentasche, nestelte den Zehnmarkschein heraus, der ihm noch verblieben war, drückte ihn der Frau in die Hand und sagte: „Es fällt mir eben ein, Ihr Mann hat mir einmal zehn Mark geliehen, die ich ihm nicht zurückgeben konnte. Heute bin ich dazu in der Lage. Nehmen Sie das als seine Hinterlassenschaft, und halten Sie den Kopf hoch; es wird schon wieder hell werden!" Damit verabschiedeten sie sich.

„Sehen Sie, lieber Hartlaub. Leute wie diese Frau haben kein Geschick zum Glücklichsein", sagte Meyer.

„Nun, mit dem Glücklichsein — das ist wohl nicht immer so einfach. Aber sagten Sie denn nicht vorhin, jener Zehnmarkschein sei noch Ihr ganzer Reichtum?"

„Sehr richtig."

„Und am Ende sind Sie dem Manne nicht einmal etwas schuldig gewesen?"

„Ah, keine Ahnung, keinen Pfennig! Aber sehen Sie, die Frau ist damals immer so lieb zu mir gewesen, und solch eine tiefe Not kann ich nicht mitanschauen. Ich werde auch ohne den Stuhl nicht verderben."

„Gewiß nicht", sagte Hartlaub, „aber nicht wahr, lieber Meyer: die Sache mit dem Bankier überlegen Sie sich noch einmal! Ich glaube, Sie eignen sich nicht recht für diesen Beruf."



Lustige Ecke

Aufklärung.

„Sie bezeichnen sich jetzt als Spezialist für Herzleiden, Herr Doktor? Meines Wissens gaben Sie sich vor drei Jahren als Spezialist für Magenleiden aus!"

„Ja, mein damaliger Patient war magenleidend, mein jetziger ist herzleidend!"

Höchste Liebe.

Sie: „Du liebst mich nicht mehr! — Der Arzt sagt, ich muß eine Kur machen, um schlank zu werden, und du verweigerst mir das Geld! — Das ist also deine Liebe!"

Er: „Im Gegenteil! Ich liebe dich so sehr, daß ich nicht ein Gramm von dir verlieren möchte!"

Die Medizin.

Der Bauer hat seine Medizin an das Fenster gestellt. Plötzlich gibt es einen Knall, und der Korken fliegt fort. „Siehste, Alte", sagt er, „so wäre es mir ergangen, wenn ich das Deiwelszeug eingenommen hätte."

Aberglaube.

„Ihre Frau ist in ärztlicher Behandlung, was ist es denn?"

„Folge von Aberglauben." — „Wieso?"

„Vierzehn Tage lang hat sie geglaubt, Schuhgröße 36 tragen zu können."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg